

Berliner Familien-Zeitung

Die Flucht in die Unterwelt

ROMAN VON ALFRED MACHARD

[35. Fortsetzung.] Copyright by Drei Masken Verlag A.-G. München. [Nachdruck verboten.]

„So sag doch, Martine! ... Was ist denn?“
 Da endlich konnte die Alte weinen. Und sie schloß die Augen. „Er ist es ... Ach Gott, Madam! ... Er ist es!“
 Die Kranke hat sich plötzlich aufrichtet, ihr Mund verzerrt sich in einem nervösen Krampf der Gesichtsmuskeln. Die falsche Gebiß fällt gelockert über die Unterlippe, so daß sie für einen Augenblick ein mildes Hoffenmal zu haben scheint. Dann wipft sie sich zurück, wühlt den Kopf in die Kissen und beginnt zu gähnen, an allen Gliedern zu zittern, als wäre ihre auf einmal sichtbar kalt. Die Lippen schlagen weit und nach aufeinander.
 Die Alte murmelt vor sich: „Er ist es! ... Er ist es! ... Ich habe nicht geglaubt, daß er ... ich aus dem Bogen entfangen, wie man erzählt hat ... Ach, du allmächtiger Gott ... er!“
 Die Kranke schloß die Augen. „Martine ... ach ... Achter ... Achter ... Achter ...“
 Die Alte suchte das Gesicht unter all den Armen auf dem Nachtschiff, aber ihre aufgeregten Hände konnten bei Nacht nicht herausfinden.
 „Madame ... ich zittere zu sehr ...“
 „Dann Martine ... ich ... das Fenster!“
 Die Dienerin bemerkte noch während das Fenster zu öffnen. Die Kranke streckte ihren abgehärteten Hals in den Abendwind, der sofort darauf in das Zimmer einbrach und eine Eise auslöste.
 Martine fuhr mit einem Schreckensschrei auf. Dann ließ sie sich in drei Gängen fallen: „Meine Beine,“ rief sie, „meine Beine!“ „Arme gnädige Frau!“ „Meine Beine!“ Und sie frampfte die Hände in die Knie.
 Draußen brach die Dämmerung ein ...

Über die Kranke, deren Sinne scheinbar auf das Neugierig überreizt waren, flüchtete erschauernd:
 „Es ist, als ob jemand gelächelt hätte.“
 „Das ist der Wind“, vermutete Martine. „Da bewegt sich manchmal die Glocke vor.“
 „Doch ... man hat gelächelt!“
 „Aber wer sollte denn jetzt kommen, Madame?“
 „Wie können doch gar niemand.“
 „O doch! ... Jetzt gibt es einen, der uns kennt.“
 „Er?“
 „Im Gottes Willen!“
 Die Alte befeuerte sich.
 Die rote Glocke vor dem Tor läutete diesmal sehr heftig.
 Die Kranke fraßte die Finger in ihre Nägel und schrie wie wahnsinnig. „Ach, das ... alles täte mich noch ... Mein armes Herz ... mir ist so schlecht!“
 Martine schien wie gelähmt vor Schreck.
 „Soll ich nachsehen, Madame?“
 „Nein!“
 „Aber man hofft ja ... hören Sie nicht?“
 „O ja.“
 „Was ist aber jemand anderer ist ... es wäre möglich, daß man uns braucht ... Oder, wenn der Herr Franz ...“
 „Es ist nicht sein Tag.“
 „So hören Sie doch ... man befiehlt darauf.“
 „Dann schau nach ... aber mach' nicht auf!“
 „Frage nur durch das Tor durch ... und komm' gleich zurück ... ich habe solche Angst!“
 Die Dienerin murmerte noch ein bedärfliches Flüchtnis an alle Mächte des Himmels und setzte die Kreppe hinunter. Sie ging durch den Garten, wo

zwei Fledermäuse die Luft mit ihren flügel peitschten und unter dem bleichen Hintergrund des nächtlichen Himmels sonderbare und Unheil verkündende Gestalten zogen. Der Knopf eines Spazierhockes hämmerte in gleichmäßigen Abständen gegen die eisernen Besätze des Lotes.
 „Wer ist da?“ flüsterte sie angsterfüllt.
 Man schien sie an der anderen Seite nicht zu hören. Zum drittenmal wurde die Glocke in die beständigen Schwingungen versetzt. Die Alte hielt das laute Schlagen mit einem Besessenen zurück, den sie in finstlicher Dämmerung mit ihrer Vertäubung ergriffen hatte. Und sie strengte ihre Stimme an, um noch einmal zu fragen: „Wer ist da?“
 „Bitte schön, ist das Madame Malinait?“ fragte eine Männerstimme.
 „Aber Sie ... wer sind Sie?“
 „Ich möchte Madame Malinait sprechen“, antwortete der Unbekannte.
 „Madame Malinait ist krank ... sehr krank ... sie liegt zu Bett ... sie kann Sie nicht empfangen.“
 „Aber, es sind ja nur ein paar Minuten.“
 „Ich verheißte Sie ... es ist unmöglich.“
 „Offnen Sie! — Dann werde ich Ihnen schon sagen.“
 „Nein ... nun schon gar nicht ... Schauen Sie, daß Sie weiter kommen.“
 „So hören Sie doch ... hören Sie!“
 Die Alte war bereits wieder befüllt zurückgegangen, kehrte aber doch noch einmal mißtraulich um.
 „Hören Sie ... Sie brauchen keine Angst zu haben ... Ich bin Journalist ... Komme wegen eines Interviews ... Ich arbeite an einem ausführlichen Bericht über den Fall Bernier ... Sie haben wohl davon gehört ... über diesen entfangenen Schaffling ... Madame Malinait soll mich nur empfangen ... es wird nicht Ihre Schuld sein, das ich mich nicht an Ihnen ... Meine Zeitung wird eine Menge bringen ... besonders, wenn Sie uns Photographien gibt ...“ (Fortsetzung folgt.)



ER SIE ES
Von Hermann Wagner

Er war im besten Sinn. Er schwamm in Seligkeit. Er hätte alle Menschen umarmen mögen. Er war außer Rand und Band.
 Wie alle naive Menschen, die lieben, fühlte er das Bedürfnis, sie zu identifizieren. So belegte er sie mit Namen wie Engel, Ives, Königin und Deltige. Anien hätte er vor ihr stehen. In Gedanken tat er das in auch. Den Namen ihres Kindes hätte er fassen mögen. Er hielt sich nicht für würdig, ihr die Schwestern zu lösen, wobei er nicht bedachte, daß sie an ihren Schwestern gar keine Niemen hatte. Im Gegenteil, sie trug Schuhe aus ganz feinem Oberleder, sehr kurze Röcke und hatte einen Schürzchen mit Verzerrungen. Das hielt ihn inbehalten nicht ab, in ihr die Fäden zu ziehen, die auf einem Felsen am Rhein hingen, mit einem goldenen Kamm ihr goldenes Haar sämmt.
 Schließlich, als sich seine Phantasie genugsam an ihr ausgetobt hatte, bot er sie in einem acht Seiten langen Briefe demütig um ihre Hand ...

Die hatte bei einem verlässlichen Bureau Auskunft über ihn eingeholt. Diese laute unheimliche gähnig. Ein adelloser, stolzer Charakter, hieß es am Schluß, maßloses Verzeihen, etwas verschoben zum Alter, nicht mehr jung männlich, aber gefund und für einen Betrag von zweihunderttausend Mark unbedingt gut ...

Sie überlegte sich die Sache noch einmal gründlich, rechnete, erwog dies und das, rednete wieder, stellte dann vor dem Spiegel fest, daß ihre Haut an den Augenwinkeln leicht zu wellen anfing, und kam zu der Überzeugung, daß es eine Zumutheit von ihr sein würde, wenn sie nicht zugriffe. Und sie griff deshalb zu ...

Sie liebte ihn natürlich nicht, aber er war ihr auch nicht unwillig. Ein Narr, dachte sie bei sich, mit dem ich werde tun können, was ich will. Ein Compennano, den ich mir erziehen werde. Ein heuquemes Gänzlich, das mich darüber die Hand lehren wird, wenn ich ihm die Wohlthaten zuwerfe, während ich die Brust leicht verberge.

Und sie machte es sich aus, wie komfortabel sie wohnen und wie elegant sie sich kleiden würde. Sie würde ein Kato, Dienerin und volle Bewegungsfreiheit haben. Während es keine Sache sein würde, zu arbeiten und Geld zu verdienen, würde es die ihre sein, dies Geld auszugeben, indem sie ein Haus machte. Sie würde die viel unmoorende Frau eines alternden Mannes sein, der niemals Zeit hatte. Sie stellte sich diesen Zustand unheimlich schön und bequem vor ...

Und deshalb nahm sie auch seinen Antrag an und wurde seine Frau ...

Es stellte sich indessen heraus, daß sie sich beide getraut hätten. Er in ihr. Und sie in ihm.
 Es ergab sich, daß sie keine Heilige und kein Engel, sondern ein Zerkel war, ihm das Leben zu spende mochte. Es erwieb sich aber auch, daß, als ihm endlich die Augen über sie aufgingen, er sich nicht zu jedem bequemem Compennano machen ließ, an dem sie zwei Weibchen ziehen und zerrten konnte.

Es kam zwischen ihnen zum Kampf. Und dann kam es zwischen ihnen zur Scheidung.
 Und es kam ihnen, als sie einander wieder glücklich los waren, folgendes zum Bewußtsein: ihm, daß er leider ein Esel, und ihr, daß er leider kein Esel gewesen war ...

Der großwahnsinnige Drybjuszewski

Von Stanislaus Drybjuszewski ist soeben seine Lebensgeschichte erschienen. Die sich auch mit dem 30. Jahren befaßt, die der Verfasser in Deutschland aufgebracht hat. Dabei spricht Drybjuszewski davon, daß er selbst es gewesen sei, der den Nationalismus in Deutschland eingeführt habe, und alle Hälften vom Beginn der nationalitätlichen Epoche an hätten von jenem Einfluß gelebt. Im übrigen sei er auch großartig, die Form des Hanges in Deutschland eingeführt habe. Die Behauptungen des politischen Richters, der den größten Teil seiner Bücher in deutsche Sprache geschrieben hat, da in Polen selbst kein Platz für seine Werke zu finden war, und der heute nach mancherlei Wandlungen in Kriege ein nationaler Anhänger des neuen Weltens ist, sind deswegen nicht uninteressant, als diesen neuen Polen einen Nationalitätswort in Polen gegeben habe und ihm sehr zum Professor für deutsche Literatur an das polnische Gymnasium in Danzig berufen hat (!).

AM RUNDfunk

Orgelmusik im Rundfunk - Vebtraggung oder Darbietung im Sendetorg - Die Rundfunkorgel - Auaufführung der „Gletschersee“

In letzter Zeit konnte man, zufolge beliebiger Charaktere der Programme, mehrfach Orgelmusik hören. Genauer gesagt: Es sollte Orgelmusik sein, aber was man zu hören bekam, war weit davon entfernt, eine Vebtraggung von der Klangfülle einer Orgel werden zu können. Die Berliner Sendestelle scheint aber furchtbar stolz auf ihre Orgelharmonium zu sein, das dort im Sendetorg amüsiert. Wir sprechen hier nicht von den sogenannten „Morgenfeiern“, die einmal Privatveranstaltungen und zum anderen nicht nach künstlerischen Gesichtspunkten zu bewerten sind, sondern wir denken an jene Programme, die als Darbietungen des Berliner Senders seiner Verantwortung unterliegen und durch die Art ihrer Zusammenstellung und die Namen der Mitwirkenden Anspruch auf Kritik erheben können.

Wir denken weiter an jene große wichtige Orgelliteratur, die einen wesentlichen Bestandteil unserer besten Musikliteratur ausmacht, die von Bach bis zu Reger mit Werken vertreten ist, die feinsinnig nur gottesdienstlichen Zwecken dienen. Wir denken an die eminente Bedeutung dieser Komponisten und ihrer Schöpfungen und an den Einfluß, der von dieser Stelle auf die Entwicklung unserer Musik ausging.

Und all dem gegenüber stellen wir fest, daß der Berliner Sender — im Gegensatz selbst zu den Orgeln draußen im Reich — auf diesem Gebiet noch herzlich wenig, sagen wir getrotzt: nichts, geboten hat. Denn das Orgelharmonium unserer Sendetorg kann keine Vorstellung vom Klangcharakter und den Ausdrucksmöglichkeiten einer guten Orgel geben. Schon die Verbindung zweier in ihrer Konstruktion grundsätzlich unterschiedener Instrumente zu einem einzigen ist hier ein Mangel; wie es anderwärts vielleicht ein Vorteil sein kann. Die Klangreihe, die einen wesentlichen musikalischen Wert besitzt, ist hier durch die Konstruktion des Instrumentes zu einem einzigen nicht Rechnung trägt. Ein unangenehmes Schwirren der hohen Töne, das gänzliche Fehlen der gerade für die Orgel so charakteristischen und ganz allgemein musikalisch notwendigen Bässe, der auffälligste Klangmangel zeigen bei häufiger Beobachtung jedoch, daß ihnen kann, doch hier nicht atmosphärische Eindrücke die Schuld tragen können, sondern daß es an dem ungeeigneten Instrument liegt, wenn der Hörer zu seinem Genuß kommt.

Wie anders Orgelmusik auch im Mikrophon klingt, erfährt man aus anderen Städten, wenn dort aus Kirchen oder Sälen Vebtraggungen stattfinden. Dann entfaltet sich die klangliche Kraft und der Klang vollkommen frei, dann fällt man die Kraft, die diesem größten unserer Instrumente inneohnt. Darum wird sich auch der Berliner Sender dazu entschließen müssen, solche Vebtraggungen von Orgelkonzerten hier zu veranstalten.

eine Forderung, die an dieser Stelle bereits erhoben wurde, deren Nichterfüllung aber unüberwindlich ist. Berlin ist an guten Orgelwerken und hervorragenden Organisten nicht arm. Die technischen Schwierigkeiten dürften ja nicht größere sein, als wenn Klavieren von verschiedenen Größen, aber Beiträge aus dem Reichstag und Herrenhaus oder Stützveranstaltungen vom Stützhaus übernommen werden.

Und gerade das Orgelmusik ist mit in erster Linie rundfunkgeeignet. Einmal werden die Töne von Klavieren überhaupt gut wiedergegeben und zum anderen erleidet man damit die einzige musikalische Verunstaltung, die bei man auch an anderen Orten ausübenden Künstler nicht zu sehen bekommt. Das Moment der Unklarheit des Spielers, das uns anlässlich im Rundfunk hörend beeinträchtigen kann, entfällt dem Hörer von Orgelmusik, denn selbst im Konzertfall ist der Spieler auf der Orgel dem Willen der Zuhörer fast entzogen.

Wenn und warum der Berliner Sender Orgelmusik hören lassen will, sind wir ihm dankbar. Aber das darf nicht mit Hilfe eines für die große selbständige Orgelliteratur unzureichenden Werkes geschehen. Der Sendetorg, zu dessen Hören ein so großer Prozentsatz der gesamten deutschen Hörerzahl zählt, mußte sich ein Instrument beschaffen, dessen Disposition auf der bisherigen Erfahrungen beruhte, das danach konstruiert war. Jetzt aber hören wir einen kümmerlichen Ertrag, der weder Orgel, noch Harmonium ist, dessen Klang im Empfangsgerät oft wie Vertikalorgeln klingt.

Von den letzten Veranstaltungen war als beson-
 deres Ereignis die Aufführung der Operette „Die Gletschersee“ angeeignet worden. Eine bittere Enttäuschung, die zu der Annahme zwang, daß dies harmlose Werk anderwärts, d. h. von Operettenbühnen, abgelehnt worden ist. Der Rundfunk war gut genug, es nun zu bringen! Die Aufführung, als handelte es sich hier um eine Art Rundfunkoperette, schien mehr dem Wunsch, als den Tatsachen zu entsprechen.

Zufür ertrugen zwei Sängerinnen, Elfa Respighi sang im Konzert ihres Gatten Otonio Respighi mit schöner weicher, sehr modulationsfähiger und ausgeglichener Stimme die Gesangsrolle. Es da von war auch vor dem Mikrophon die bewährte Kapelle des Pflüger'schen Orchesters, als die wir sie vom Konzertsaal her kennen. Sie am gleichen Abend ebensolche Elina Maria B. Weber's sang unter Hans Pflüger's Leitung ausge-
 dert die vorhergehenden Hinweise auf den späteren Weiler sehr interessantes Werk.

Lothar Band